

# Heimat, einmal anders gesehen d Hoimet isch au d Sproch

José F.A. Oliver

## E Gaibiddel-Kuddelmuddel

Do kentsch groddebraut uff de birschede Wildsau devu ritte. Also, ich schnall iberhaupt nix meh. Un wen ich au froge duen, koi Menscheseel kann mr des so verklickere, dass ich au nu e bitzele, was heißt e bitzele, e Muggeseggele devu verstonde dät. Odder het Dir schu oi einzigsmol ebber echd, ich moin so richtig halt verklickere kenne, was zum Daifel e «Hedgefond» isch? Also mir nit. Do kunnsch faschd dehindereziere. S einzig, was mr do dezue ifalle duet isch, dass minne alemannische Leffl des au gonz ondersch höre kennte: «Hätsch-Foh», also «hätsch e Fond!» Odder besser gsait: Wenn dr ebs hätsch, no dätsch au könne! Aber wemm mr nix het, no kommer halt au nimme. Un schu gar nit no meh ho! Do dien doch di Oberschlaule der Nation, gruusige Gneilefiz un Schnellschweddser alle mitenenonder (un nit nur der Nation, sondern vun de gonze Welt) e Zahlesumpf vorfiehre, dass dr s zum Nokaihe schummrig wurd. Nit nu im Berzel. Des alloi dät jo schu longe, dass dr sage mieschtsch: Ihr hense doch nimme alle im Hennestall. Ich bin gspont, wi vill Nulle un Abernulle noch droghengt wäre. Wi vill von denne Nulle noch druffglade wäre mieße, bis s Mädle gmäiht isch, raddsebutz, un s donn e so godsläscherlich bresand wurd, dass alles was dr noch hesch de Miis pffife isch. Heidanaai abber au. «Ein Narr, der das nicht dächte!» Also ich kapiere s nu e so. Also, was mr jet grad erlabe isch des: Do isch koi müde Mark meh im Gaibiddel, un des wurd donn als e Kredit widdersch gäbe un mit dem Mogelpäckle von dere Kohle, wo aigentlich nit do isch, sahnese ihre Zinse ab, die widder de usglaugt Acker sin fir e naie Gont, uff di widder Zinse druffkhaue wäre fir widder naie Kredite, un so widderscht un so furt. Uff ditsch, also uff fasentsditsch – mir hen jo grad Hoch-Zitte im Städle gho, d Fünft Johreszitte, also uf fasentsditsch gsait: Du zahlst fir e Boddle Wi, wo nu noch e Achtele do isch, des dr abber nit kriegsch, sondern acht mol zahle muesch, bis dr d Boddle abzahlt hesch, abber trinke derfsch des Achtele donn erscht, wenn dr nimme läbsch. So uugfähr isches. Do git s nix dro z diddle. Un du bruchsch nitemol driweliere debi. Des duet noch badde. Un donn hesch d Schniddebrieh un alles isch versaubeideld.

Schnurre und schwätze –  
Landschaftliche Mundart als Unterschluß


Oifach mitteni un nit gonz uubache! Sei's drum und nehmen Sie's mit Humor. Auch wenn Sie sich möglicherweise bodenständig irritiert fühlen oder zünf-



tig verduzt die Frage stellen, verehrte Leserin, verehrter Leser, weshalb ich gerade diesen hemdsärmeligen Auftakt gewählt habe und mir nichts dir nichts aus der urwüchsigen Sprechfontäne meiner Kinzigtäliger Hoimet ins Nachdenken über den Dialekt heraussprudle. Mich quasi mit der direktalemannischen Schöpfkelle aus einer der vor urwüchsiger Kraft nur so strotzenden Quelle deutscher Sprachkulturen satttrinke odder de Grombe mit dem Wörterbade ausschütte. Nun, es liegt, so glaube ich, auf der Hand. Auf meiner eingeborenen Schreibhand. Ich könnte es aber auch anders formulieren: Wer in einer Landschaft geboren und aufgewachsen ist und dort gar noch um seine nachhorchende Dichterklause weiß, wo s Schwädisch trotz aller inter- und multimedialen Einflüsse die mundartliche Natur und deren Originalität weiterhin als genuinen Unterschluß kennt, der muss hemmedich werden, um auch bei abstrakteren Überlegungen anschaulich zu bleiben. Wer in der täglichen, ortskundigen Berührung vom straßengesprochenen Wort phantasiegespeist wird und als Dichter gradnus vom texterschaffenden Händle in den sprichwörtlichen Mund überlebt, bei dem sollte auch das explizit und plastisch zu Wort kommen, was in einer Erörterung wie dieser Gegenstand

**Christian Landenberger**  
1862–1927  
**Adolf Luther**  
1912–1990

SPIEGELBILDER | LICHTREFLEXE



18. März bis 2. September 2012

GALERIE ALBSTADT  
Städtische Kunstsammlungen

57 Volksbank Ebingen eG  
www.galerie-albstadt.de

**DIALOG  
ÜBER  
GRENZEN**  
Die Sammlung Riese

16. Juni bis  
07. Oktober 2012

Schloss Achberg



Fr. 14 bis 18 Uhr, Sa., So.- und Feiertage 10 bis 18 Uhr und nach Vereinbarung | www.Schloss-Achberg.de

 **Burg**  
HOHENZOLLERN

**DER BLAUE FADEN**

Sonderausstellung zum  
300. Geburtstag  
Friedrichs des  
Großen bis  
7. Oktober 2012




17. Juni:	Schlosserlebnistag
24. Juni:	Tag des Siebenschläfers
30. Juni:	Konzert des Ebinger Kammerorchesters
05. Juli:	Open Air-Thetaer (in englisch)
06. & 07. Juli:	Open Air-Kino im Burghof
13. & 14. Juli:	Carmina Burana im Burghof
10. & 11. August:	Sternschnuppen-Nächte
22. & 23. September:	Falkner-Wochenende

Burg Hohenzollern | Telefon: 07471-2428 | [www.burg-hohenzollern.com](http://www.burg-hohenzollern.com)

einiger fragmentarischer Schilderungen sein möchte. Nämlich der Dialekt selber. So weit, so gut. Doch auch das landauf und landab disputierte inhaltliche Thema meiner anhebenden Sätze in diesen kleinen Versuch über meinen Dialekt, das sich schlechterdings in launiger Manier und geradezu ohne groß darum bitten zu müssen, kontinuierlich aufdrängt, liegt mehr als betrachtungsnäher. *Well dr jo in some Schwarzwalddorf teilbot gonz käp om Läbe dro bisch.* Haben Sie deshalb ein Nachsehen mit mir, dass ich den Buchstaben *F* gleich doppelt hofiere und «Fastnacht» und «Finanzkrise» in einem Atemzug skizziere. Am liebsten würde ich aus dieser Konstellation das Wort «verrückt» auch mit *f* schreiben. Aber das wäre dann doch zu poetisch.

#### *Zweierlei Sprachkulturen in Zeiten der Fastnacht und Finanzkrise*

Nichts ist wesenhaft beliebig. Davon bin ich überzeugt. Deshalb ist meine thematische Auswahl keinesfalls grundlos, denn zum Winterausklang waren durchaus zwei nicht zu verleugnende Wirklichkeiten – unabhängig aller sonstigen *Bräschde un Wehwehle* – hier im Badischen früher oder später stets gesprächspräsent, wo und mit wem immer man auch zusammenkam. Zum einen die bald nicht mehr oder schon nicht mehr nachvollziehbare «Finanzkrise» mit ihrem sich selber Blüten treibenden, dahinmutierenden Fachjargon, andererseits ein alljährlich, im Traditionskalender fest verankertes, wiederkehrendes Narrentreiben, in dem sich *Schämme, Häs* und *Saublooder* bald zu jeder Stunde *guete Morge* oder – die Welt steht traditionell Kopf – *guet Nocht sage*, sprich die «schwäbisch-alemannische Fasent». In meinem Falle, das soll nicht unerwähnt bleiben, *d Fasent Husacher* couleur. Vielfältig unvorhersehbar, schrill und unlogisch. Nicht ohne Häme heißt es vor der Fastenzeit: *Wer koi Fasent mocht, der isch s gonz Johr verruckt! Pardon, ferrückt!*

Fastnacht, also *Fasent*, ist nicht nur Dialekt pur, sondern eine Hoch-Zeit der närrischen Moritaten-sänger, beispielsweise. Derjenigen, die in meinen Breitengraden *schnurre, wenn s Mull erschd emol ohne Firlefrenzle gweckt woren isch* und andernorts mit ähnlich schräg verhaupiteter Eselskappe *strähle*. Ja, es zeugt nicht unbedingt von minderer Erkenntnisqualität für die am gesellschaftlichen Schabernack Beteiligten, wenn die Debatten, die im Allgemeinen aus der Hochsprache bei den mehr oder weniger interessierten Zeitgenossen intellektuell anzudocken suchen, in die sprecheigenen Gepflogenheiten eines Landstriches (rück)übersetzt oder aus ihrer erdverbundenen Patenschaft dargelegt werden. Allein das



*Die Sieben Schwaben drehen ihren Speiß um und malträtieren die Hochsprache. Zeichnung: Sepp Buchegger.*

Wort «Finanzkrise» – ich gebe es dann aber doch neidlos zu – lässt sich nicht ohne Weiteres ins Alemannische übersetzen. Lexikalisch wohlbemerkt. Ich kenne keinen rein dialektalen Ausdruck dafür. Auch wenn manch einer *schu in Gont kummen isch*, der seine Schätze nicht zu hüten wusste. Da hat es die Poesie einfacher. Getrude Steins Verszeile *a rose is a rose is a rose* ist im alemannischen Nachoriginal rhythmischer aufgehoben als in der hochsprachlichen Version: *e Ros isch e Ros isch e Ros*. Es hat folglich nicht von ungefähr seinen Reiz, zwischen der Schriftsprache und dem Dialekt hin und her zu pendeln. Obschon auch Zweifel ihren Platz haben dürfen. Inwiefern, d.h. *wi witt* (oder *wi käp*) kann ich Inhalte aus einer auf Konventionen beruhenden Sprachkultur in jene andere übertragen, die sich immer wieder von Neuem ins Alte verwächst? Wo stoße ich an meine und an ihre Grenzen? Wo bietet die schiere Unmöglichkeit des Transfers jedoch auch ungeahnte Einsichten über den eigenen Tellerrand hinaus zu *loschore*, um in eine andere Tellermitte hinein zu stochern?

#### *Muedersproch – Denken und Fühlen in einer alemannisch-andalusischen Kindheit*

Aber bleiben wir bei den Anfängen. Bei meinem sprachlichen Beginnen. Ich kehre gern zurück und suche – Nostalgietrunken und Melancholiker, der ich hin und wieder auch gerne bin – bilderreich auf, was ich als *Bue erläbt hon*. Denken und Fühlen im Spaziergang durch eine alemannisch-andalusische Kindheit, die auf den ersten Blick so furchtbar abgelegen scheint und dennoch bei genauerem Hinsehen schelmisch wach und bisweilen nicht ohne spitzbübisches Augenzwinkern aus dem Erwachsenenalter hervorblinzelt. Auch zur *Fasent* und mit altem Brauch. Das überlieferte, in manch historischen Epochen zeitweilig verbotene Rügerecht des Narren hatte ich früh erprobt. Dabei kamen diesem Spiegel-



Ein Fall für den Analytiker? Der Dialektforscher Fritz Rahm diagnostizierte in der Gefangenheit der Schwaben in ihrer Mundart einen gehörigen «Stammeseeelenkomplex» und das «Trauma der Minderwertigkeit». Zeichnung: Sepp Buchegger.

vorhalten dialektaler Prägung immer zwei Dinge zugute. Der nahezu nicht oder kaum auftretende «Imperfekt». (Das Präteritum – lat. *praeteritum* «das Vorhergegangene» – oft auch 1. Vergangenheit oder als Imperfekt bezeichnet, ist die Vergangenheitsform, die abgeschlossene Ereignisse beschreibt. Nicht nur im Deutschen. In Österreich wird alternativ dazu der Name «Mitvergangenheit» verwendet. *Ich lief, du lachtest* oder *es regnete* sind Beispiele für Verben im Präteritum, so gibt nicht nur «wikipedia» Auskunft). Er fehlt in meiner *Muedersproch*. Sie bevorzugt ein kontinuierlicheres «Perfekt» als grammatikalisches Zeitmaß und offenbart deshalb konsequenterweise eine andere Wahrnehmung des Vergangenen in der Gegenwart und einen nicht abgeschlossenen Einfluss auf sie. Das wäre fast schon eine philosophische Kontemplation wert. Es ist ein folgenreicher Unterschied, ob ich *war* oder *gsi* und *gwä bin*. Vielleicht sind daher auch Traditionen ungebrochener präsent als im abgelegten Gestern des hochsprachlichen Präteritums. *Un wo ich schu debii bin*, darf ich einen zweiten Wesenszug auch noch kurz anführen, der sofort ins Ohr springt. Ein Charakter der dialektalen Sprache, den ich niemals als «Verniedlichungsform» bezeichnen würde, vielmehr einer mitfühlenden Demuthaltung gleichsetze. Ob jemand sein Haus verloren hat oder *si Hiisle*, spricht Bände. Diese Art der Anteilnahme ist Gottseidank keine «Immobilie».

*Was gschmurrtd wurd isch woher un was woher isch wurd gschmurrtd!* (Sie erinnern sich? «Schnurren» – der Narr, der sich und den anderen den Spiegel vorhält). In die Feinheiten der *Wohret* einzutauchen, um die

Zwischentöne herzuhören, verlangt buchstäblich und notwendigerweise eine gewisse Schollen-Vertrautheit oder *de kloine Kaib odder de Kumm-Du-mir-nu-hoim-Latsche* des Beobachtenden. Das öffnet Türen ins Ungesagte und prescht in die filigransten (Selbst-)Erkenntnisse vor. Sagt, was zweifelsohne zu benennen wäre. Und wo könnte man diese Türen besser finden und das Dahinterliegende intensiver aufstöbern, wenn nicht im Gedächtnis an die einst dialektheimisch geschnürten Kinderschuhe und rund um die ersten Gehversuche in die Weltwahrnehmung von Sprache(n)? Jenes *Krabble, Dappe, Schlorpe, Nohkaie, Uffstuh un Devuwetze* – nicht Abhauen – war bei mir zumindest, neben den andalusischen Bündeln aus Redewendungen und Sprichwörtern, im Kinzigtäler Alemannisch wie ein Gastgeschenk. Gepaart mit einer gehörigen Portion Wälder-Wunderfitz, dem nichts verborgen blieb und dessen Fundstücke deshalb bildpoetisch werden mussten. Nicht nur im Entdeckenden der sprechbuckligen Unberechenbarkeit, *wi e alde Katzerolle jault*, sondern auch im filigranen *Ohrläpple-Zittre*, wo Sprache schließlich doch mehr verriet als jegliches Daherräsonieren dem Anschein nach vorgab. Die Worte hinter dem Wort erzählen Geschichten.

*Der Ort hinter dem Wort – erste Gehversuche in die Weltwahrnehmung der Sprachen*

Ich erinnere mich sehr gut daran, dass ich zum ersten Mal ins mehrfach wundernde Sprach-Grübeln kam, d.h. über die Bedeutung der Worte nachdachte, als ich – Ministrant und Sternsinger, der ich damals sein durfte und inbrünstig einem imaginären König Balthasar mit Stolz und Krone die missionarische Bettelstimme leihend – auf einem der *hinderschde Buurehöf* in einem Hausacher Seitental plötzlich um eine spontane Antwort verlegen wurde, weil mich



Ob Vorlesungen oder Schulunterricht irgendwann auch in Mundart gehalten werden? Zeichnung: Sepp Buchegger.

die Bäuerin beim Speckvesper, um keinen Deut *unwunderfütziger* «wie» ich, gefragt hatte: *Un, Balthasar, wi sait mr Aich zum Gschlächt?* Ich fühlte mich ertappt. Ein kleiner Kulturschock und natürlich konnte sie mit meinem für ein Schwarzwaldseitental eher exotischer klingenden Nachnamen recht wenig anfangen, geschweige denn, dass sie ihn auszusprechen vermochte: Agüera Oliver (mit geroltem spanischen «r»). Erst nachdem ich ihr die Straße genannt, in der meine Familie und ich seit den frühen sechziger Jahren wohnten und lebten und *s Gschlächt* des eigentlichen Hausherrn preisgegeben hatte, erwiderte sie zufrieden: *Ah, dirt dunde isch also sine Hoimet!*

Schon auf dem Nachhauseweg dämmerte mir, dass man für den Nachnamen ebenso gültig den ansonsten anderweitig verwendeten Begriff «Gschlächt» benutzen und dass das Haus, in dem man lebte und im übertragenen Sinne eine Art Schicksalsgehöft darstellte, herdverbunden als «Heimat» bezeichnet werden konnte. Ganz nebenbei erfuhr ich aus dem kurzen Zwiegespräch aber auch, wie elegant ein «Du» und das fremdhöfliche «Sie» in der direkten Ansprache mit einem distanziert wohlwollenden «Ihr» oder «Euch» zur Möglichkeit wurde, einen Zwischenton zu wählen, ohne das Selbstwertgefühl des Heranwachsenden anzutasten. *Wi goht s ihm e so? Mr het schu long nix meh vonem ghört!*

Es hat etwas Spielerisches, wenn man sich selber als ein «Er» gegenübersteht, das «Ich» schnurstracks in ein «Er» münden lassen darf oder umgekehrt. Ein «Er», der unversehens «Ich» wird. Am schönsten allerdings verwirbeln sich ein «Er» und ein «Ich», die sich beide aufmachen, nichts miteinander zu tun haben zu wollen und doch eins werden oder sind. Welch schöninspirierendes Spiel um Fremdheit, Nähe und Komplizenschaft.

*Die Anschmiegsamkeit mundartlicher Zwischentöne – ein Heimatgefühl greifbarer Offenbarung*

Dürfte ich heute auf die Frage aus jenen Tagen antworten, als ich nur wenige Monate vor dem 13. Lebensjahr stand, dann würde ich prompt und ganz ohne Umschweife entgegnen: Es geht *ihm* gut. Auch mit und im Dialekt. *Ich*, das bin auch *Er*. Derjenige, der sich offenen Ohres auf das Abenteuer eingelassen hatte, nicht nur die Mundart an einem Schnittpunkt zwischen Nord- und Südschwarzwald zu erkunden, sondern der auch dem Gesagten insofern sein Gehör zu schenken gedachte, als er fortan immer genauer wissen wollte, was sich in der Botschaft der Worte und Sätze zuträgt. Jene Balthasar-Stunden sind mir geblieben. In der einen Hand die Balz um Sprache,



Das Schwäbische Wörterbuch von Hermann Fischer (1851-1920) erschien in sieben Bänden zwischen 1904 und 1936. Auf über 7.000 Seiten werden 400.000 Stichwörter erörtert.

die ihn erdig umgab und die unbedarfte *Lieb* zum Dialekt und seiner oft mundschröffen Schönheit. Ein Heimatgefühl greifbarer Offenbarung, in der die Ausdrücke *on oinen noschlupfe* oder an die man *nopfuddle* konnte und kann wie man sich an die Wärme eines Kachelofens schmiegt. In der anderen Hand die Fragen, die sich aus dieser Zuneigung herauskristallisierten und nach wie vor aufblitzend einstellen. Wenngleich es seinerzeit zunächst nur die vermeintliche Hochsprache war, die meine ersten Überlegungen zu Grund, Motiv und Ziel der Worte herausforderte, will sagen *oagstachelt het*.

## Au schwätze will g'lernt sei!

**Das Handwörterbuch, das in keinem schwäbischen Haushalt fehlen darf – in der dritten, erweiterten Auflage!**

„(...) g'hutzlet und butzlet voll von habhafter schwäbischer Sprachkost. Und wenn's beim Schwätzen hin und wieder deutlich knärfelt vor Eigensinn und Charakter, dann ist's nur recht. Mit Süßholz ist das Schwäbisch nicht gerade durchsetzt. Aber grad deshalb ist's so nahrhaft.“

*Stuttgarter Nachrichten*

„Eine Fundgrube (...) Heiligs Blechle, es wäre doch jammerschade, wenn Schwäbisch, diese Sprache der Nähe, der Vertrautheit und auch des Mutterwitzes aus dem Bestand unseres gesprochenen Wortschatzes verschwände (...)“

*Schwäbische Zeitung*

### Schwäbisches Handwörterbuch

bearbeitet von  
Hermann Fischer und  
Hermann Taigel  
3., erweiterte Auflage  
1999. 687 Seiten;  
ISBN 978-3-16-147063-9  
gebunden € 39,-

**Erhältlich im  
Buchhandel**





Ob der Dialekt in der Lage ist, auch Herzensangelegenheiten angemessen zu äußern? Zeichnung: Sepp Buchegger.

Wie Sie sich leicht vorstellen können, verehrte Leserin, verehrter Leser, war das Amt des Sternsingers nicht nur deshalb ein von allen Gottesdienern heiß begehrtes und eine erstrebenswerte Ehre im Zuge der sich immer stärker einstellenden Gewissheiten, endlich zu den Erwachseneren zählen zu dürfen, sondern auch eine willkommene Abwechslung im eher bescheidener zu lebenden Alltag und dessen streng rationierten Möglichkeiten am Konsum der aufkommenden Supermarktevents teilzunehmen, weil wir abends auf beinahe jedem Hof zünftig *un buuregaschdlich* verwöhnt wurden. *Ihr hen doch bschdimmt Hunger und Durscht, wenn r so wit laufe miese – un des viüle Singe! So schee henners gmocht!* Und *ums Rumgugge* geschehen, war der Tisch unter dem Herrgottswinkel in *de Stubb* oder in *de Küche* für uns *Städtlebuebe* reichlich gedeckt. Für jeden e *Bräddle* und *Hoseträgerschpeck* vom Feinsten, mit *Bluet – un Läuwwerwurscht – alles selber gmetzget – un Buurebrot* in dicken Scheiben. *Obedruff e Bübeleskäs* oder *e Hunnigstricher*. Je nach Geschmack und junger Laune. Natürlich wurde uns *Buebe* auch das *Gläsle Mosch* nicht vorenthalten und zum Königsfestmahl kredenziert. Mit einem verschmitzten Lächeln und der unausgesprochenen Ermahnung: Aber ja nicht zu viel des Guten. Obschon, ein Glas in Ehren... Danach – doch das soll wie die vermeintliche Verniedlichungsform, von der ich vorher sprach, nicht näher beleuchtet, sondern dem weihnachtlichen Seelenlicht Ihrer Gedanken überlassen werden – danach sangen wir drei Könige umso ergriffener. Auch wenn es dem Herrn Pfarrer nicht uneingeschränkt geistlich mundete, wenn wir Ochs und *Buureöchsle* verwechselt hatten. Das wäre, wie gesagt, ein anderer Bericht aus jenen Tagen und bestimmt nicht minder ertragreich als die Spenden, die wir ersungen hatten. Auf den Höfen also Speis und Trank, eine schmackhaft-lukullische Brotzeit, die man nicht jeden Tag kosten konnte und obendrein auch noch *e Blaschdigugg* voll Äpfel, Orangen, Süßigkeiten und tafelfeise Schokolade. Ein Schatz an kindsersehnten Schlemmereien, die wir zwi-

schen Neujahr und Dreikönig wie eine Abenteuerbeute nach Hause schleppten. In jedem König haust doch auch immer ein Pirat. Und sei er noch so schwarzwälderisch. Alles war auf jenen christlichen Exkursionen mit *Leib un Seel oi Onkebutter*. Wäre da nicht, ja wäre da nicht das Königs-Lied gewesen, das mich nach den elementaren Sprach- und Sprecherfahrungen im Dialektrevier der Hausacher Seitentäler irgendwann sinnieren machen sollte. *Nit nu e bissle. E großes Bissle.*

In jedem König haust auch immer ein Pirat – und sei er noch so schwarzwälderisch

Unsere morgenländische Phantasieverkleidung erschuf den tönenden Eifer, der uns erfüllte, von Haus zu Haus intensiver. Königshäuser der Superlative, sodass die Aufmachung, mit der wir um milde Gaben baten, die Stimmen schon mit ihrer Maskerade adelte. Meistens sangen wir für Hilfs-Projekte von Ordensschwwestern und –brüdern im unvorstellbar weit entfernten Afrika. Manchmal für Orte in Asien, die wir genauso wenig geographisch fixieren konnten. Und dennoch waren uns die geweihten Boten des Katholischen allesamt heilige Frauen und Männer, die zudem – das hatte man uns auf die abendlichen Pilgerwege mitgegeben – von den verstreuten Höfen der Hausacher Seitentäler stammten. Eine sinnstiftende Herkunftsverbindung in die Fremde. Insofern schon wieder nah. Und Afrika und Asien hatten plötzlich auch im Kinzigtal eine Bedeutung. Deshalb wurden wir auch nicht müde, unsere Sangeskünste in den guten Dienst zu stellen: Kaspar, Melchior und Balthasar. Wir schmetterten die Strophen oft schon Hunderte von Metern vor den nur spärlich erleuchteten *Buurehef*, um die Kettenhunde



Eine Attacke auf den Gehörgang: Das Honoratiorenschwäbsich Stuttgarter Provenienz vermittelt Nicht-Schwaben das Gegenteil von Weltläufigkeit. Zeichnung: Sepp Buchegger.

rechtzeitig auf uns aufmerksam zu machen. Von Angst wollte dabei natürlich nicht einer der Kindskönige sprechen. Das wäre den geheimnisvollen Pfaden ins Erwachsenwerden nicht wirklich zuträglich gewesen. Und so hörte man uns von weither schon um den Begleitschutz des Hofbauern *haische*, d.h. jauchzen und frohlocken.

Die Weisen, die wir dabei sangen, waren altbekannt und hatten durchaus Tradition: *Ich Melchior, ich trage von Gold eine Kron', die schenk ich dem Kinde, dem göttlichen Sohn*. Das ging ja noch in meinen Kopf. Doch dann wurde es flugs seltsamer. Ein rätselhaftes Lichtbekunden. Immer dann nämlich, wenn König Kaspar anhub, seine Strophe zum Besten zu geben: *Ich, Kaspar, ich habe ein schwarzes Gesicht, doch drinnen im Herzen ist Weihnacht und Licht!* Schließlich gab Balthasar den zusehends fragwürdiger anmutenden Inhalten mit erhabener Stimme den Ritterschlag – *Ich bin von uns dreien der Balthasar, ich sage Euch offen, das Geld ist so rar!* –, indem er die Steilvorlage bot für die melodiose Krönung unserer «morgenländisch» missionarischen Bitte: *Drum spendet ein Scherflein und legt es hinein, es wird eine Hilfe im Heidenland sein*. Da hätte des Sängers Höflichkeit besser geschwiegen. Diese Sätze, das wurde mir eines Abends während der Gesangseinlagen schlagartig klar, waren von den einstigen Verfassern wohl so und nur so beabsichtigt. Der Groschen war gefallen. Kein schlechter Faschingsscherz, kein sündiger Versprecher. Eine feste Überzeugung, die wir zwar nachsprachen, d.h. nachsagten, von deren Tragweite wir aber nicht den blassesten Schimmer hatten. Die Kreditwürdigkeit der Worte begann zu schrumpfen.

*Heidenai, des goht oifach net!*  
*Die Entdeckung des Dialekts als Eigensprache*

Sprachsensibilisiert wie ich war, sollte kein weiterer Tag vergehen, bis mir eine innere Stimme gebot, gegen das «doch», das Kaspar in den Mund gelegt worden war, vehement aufzubegehren. Wie konnte man das nur sagen *doch drinnen im Herzen ist Weihnacht und Licht?* ... *Ein schwarzes Gesicht, doch drinnen im Herzen ist Weihnacht und Licht!* Die Zeile sprach Geschichte. Kein weiterer Kommentar, der vonnöten gewesen wäre. Noch in einer der darauffolgenden Nächte setzte ich mich dran, das Lied umzuschreiben. *Heidenai, des goht oifach net!*

Die eigenen Sprachen entdecken, und ich bezeichne deshalb auch einen Dialekt als Eigensprache, bedeutet immer auch, sich die Aussagen bewusst vor Augen zu führen, die in ihr getroffen, die sie überliefern und deren Reichweite nicht mehr wahrgenommen werden. Auf diese Art und Weise entdeckte ich sowohl die

Die «Schwäbische Heimat» dankt dem Förderverein Schwäbischer Dialekt e.V. für den Abdruck der Karikaturen und der Mundartenkarte. Sie erschienen in der Festschrift zum 10-jährigen Bestehen des Vereins: Schwäbisch. Dialekt mit Tradition und Zukunft. Hg. von Hubert Wicker, Gomaringer Verlag 2011.

Hochsprache als auch den Dialekt noch heute immer wieder von neuem und lerne in ihnen *Krabble, Dappe, Schlorpe, Nohkaie, Uffstuh un Devuwetze* – nicht aber vor ihnen abzuhausen. Fürwahr ein Trost, dass die königsdunklen Verse der göttlichen Ausgrenzung nicht auf alemannisch gedichtet worden waren. Auch das ist mir als eine Stärke meines Dialektes geblieben. Die Hochsprache ist im Dialekt *monchmal wirklich e Rügschmeckte*. *Ob on de Fasent odder wenn dr in Gont kummsch*.



**Traum und Traumata – 5 Künstlerinnen und ihre Sicht auf die Welt**  
 Michaela Classen  
 Heike Feddern  
 Lilli Hill  
 Bettina Moras  
 Heike Ruschmeyer

Stadt Aalen   
 Kreissparkasse Ostalb 

**20. Mai bis 29. Juli 2012 Rathausgalerie Aalen**  
 73430 Aalen, Marktplatz 30 / Dienstag bis Sonntag 14 bis 17 Uhr